

Sandra Kirsch

Lebenslänglich Emigrantin – die Flucht ins ‚Anderssein‘.

Selbststilisierung als Habitus der Krisenbewältigung¹

A life-time emigrant – taking refuge in ‚being different‘.

Self-stylization as a habitus of coping with crisis

Zusammenfassung:

Dieser Beitrag widmet sich anhand einer exemplarischen objektiv hermeneutischen Fallanalyse der Frage nach der Bedeutung von (erzwungener) Emigration im Kindes- und Jugendalter für die Identitätsentwicklung. Die Fallrekonstruktion geht hervor aus meinem Dissertationsprojekt, in dem narrative Interviews mit Frauen und Männern, die im Kindes- oder Jugendalter aus dem nationalsozialistischen Deutschland emigrieren mussten, mit dem Verfahren der objektiven Hermeneutik analysiert und hinsichtlich der Frage interpretiert wurden, welche Bedeutung das Erleben von Verfolgung und Emigration in Kindheit bzw. Jugend für die Identitätsbildung und somit für die Entwicklung von Selbst- und Weltbildern sowie insbesondere für die Entwicklung eines Habitus der Krisenbewältigung hat. Im folgenden Text soll besonders auf den letztgenannten Aspekt eingegangen werden.

Schlagwörter: historische Emigrationsforschung, Sozialisation, Krisenbearbeitung, Biographieforschung, objektive Hermeneutik

Abstract:

Based on a case study conducted in terms of objective hermeneutics, the paper explores the question of how (forced) emigration in childhood and adolescence affects identity development. The case is being reconstructed as a sequel to the author's project for a doctoral thesis. For this project, narrative interviews with individuals, both female and male, who in their childhood or adolescence had to emigrate from Nazi Germany were analyzed using procedures of objective hermeneutics. Interpretation was concerned with the impact the experience of persecution and emigration in childhood or adolescence may have on identity formation and, thus, on the development of self-perception and world views as well as, more specifically, on the development of a habitus of coping with crisis. The following text is mainly dedicated to the latter aspect.

Keywords: historical emigration research, socialization, coping with crisis, biography research, objective hermeneutics

Einleitung

Im Zentrum der nachfolgenden Fallrekonstruktion steht die Identitätsentwicklung einer Frau, Esther Brückner², die im Alter von acht Jahren mit ihrer Fa-

milie aus Deutschland emigrieren musste. 1940 hatte ihre Mutter sich von den USA aus am Preisausschreiben der Harvard-University beteiligt. 2003 wurde mit Frau Brückner unter dem oben genannten Fokus ein narrativ-lebensgeschichtliches Interview geführt.

Als heuristische Rahmentheorien für die Fallrekonstruktion dienen Oevermanns Krisentheorie, seine religionssoziologischen Überlegungen zum Verhältnis von Lebenspraxis und sozialer Zeit (1995) sowie schließlich die Konzeptualisierung von Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung und der Erzeugung des Neuen, insbesondere der Bewältigung der Adoleszenzkrise als ontogenetischer Entwicklungskrise über die Ausbildung von Bewährungsmythen (Oevermann 2004). Zentrale Annahme dabei ist, dass in der Zeit der Adoleszenz drei Grundfragen des menschlichen Lebens nicht nur erstmals thematisch werden (woher komme ich?, wer bin ich? und wohin gehe ich?), sondern auch verbindlich beantwortet werden müssen. Individuierung vollzieht sich am Ende der Adoleszenz als Zeit der noch relativ verantwortungsfreien Exploration möglicher Identitäts- und Lebensentwürfe über die Ausbildung eines einerseits einzigartigen, andererseits aber auch generationsspezifischen und kollektiv verbürgten Bewährungsmythos, mit dem bezüglich dreier basaler Lebensdimensionen verbindlich bzw. grundsätzlich begründbar Stellung bezogen werden muss:

1. Paarbeziehung und Elternschaft bzw. Generativität,
2. individuelle Leistung (Beruf) und
3. Gemeinwohlverpflichtung bzw. Staatsbürgerschaft.

In seiner jeweiligen Stellungnahme, die auch in der Form der ‚Verweigerung‘ begründungspflichtig ist, positioniert sich das Subjekt sowohl sich selbst als auch der Welt gegenüber. Es bildet einen Entwurf von Einzigartigkeit aus und vollzieht mit dieser Habitusformation – hier nach Oevermann verstanden als spezifische Formation der Krisenbewältigung – einen Schritt der Entwicklung in Richtung stets strukturell verstandener Autonomie.

Von besonderer Bedeutung ist hier nun Oevermanns Konzeptualisierung des Krisenbegriffs. Dieser fasst erstens die Krise als geradezu anthropologisches Konstitutivum von Lebenspraxis und unterscheidet zweitens drei Arten der Krisenerfahrung (traumatische Krise, Entscheidungskrise und Krise im Modus ästhetischer Erfahrung). Die – wie auch immer gestaltete – Bewältigung von Entscheidungskrisen ist sozialisationstheoretisch konstitutiv für den Prozess der Individuierung und der Verwirklichung (struktureller) Autonomie des Subjekts. Dieser strukturalistische Krisenbegriff Oevermanns liefert ein heuristisches Fundament für die „Konstitution von Erfahrung“ (Wagner 2004, S. 17) und somit für die Rekonstruktion von Identitätsbildungsprozessen.

Der Beitrag ist im Kontext historischer Sozialisations- bzw. Biographieforschung angesiedelt und soll einen rekonstruktiven Zugang zur Erkenntnisgewinnung hinsichtlich erziehungswissenschaftlich relevanter Fragen (historischer) Sozialisationsprozesse leisten, nämlich wie faktische Krisenlagen (im Sinne von ‚brute facts‘) einerseits und Entwicklungskrisen andererseits bearbeitet werden, und ob Individuierung im Sinne der Entstehung des Neuen und kohärente biographische Sinnkonstruktion möglich wird.

1. Analyse und Interpretation der objektiven Daten

Es sollen hier zunächst die objektiven Daten eingeführt werden, einerseits um einen groben Überblick über die Lebensgeschichte zu geben. Andererseits und vor allem ermöglicht die Analyse und Interpretation objektiver Daten insofern die Formulierung einer ersten Hypothese bezüglich der Fallstruktur, als sich bereits Krisenpotentiale und Bearbeitungsstrategien rekonstruieren lassen.

Diese Bearbeitungs- oder Bewältigungsstrategien, die rekonstruierbar werden über die in Krisensituationen getroffenen Wahlen des Subjekts, ermöglichen also erste Prognosen hinsichtlich der Identitätskonstruktion der Person, ihres Selbst- und Weltbildes und ihrer politischen und moralischen Orientierungsmuster. Die (erste Prüfung und) Erweiterung der Fallstrukturhypothese erfolgt dann anhand der Anfangssequenzen des Interviews. Es ist hierzu anzumerken, dass die Darstellung der Sequenzanalyse zwar auf größtmögliche Vollständigkeit hinsichtlich der jeweiligen Lesarten und Argumente angelegt ist, aber zugunsten der Lesbarkeit und aufgrund der limitiert zur Verfügung stehenden Seiten arg gestrafft wurde und relativ abrupt zugunsten der Erstellung einer Strukturhypothese und eines Fazits beendet werden wird.

Objektive Daten Esther Brückner

1925	geboren in Berlin Eltern: Mutter: Margot Weiss, *1900 in Breslau, † 1961 in Berlin, Sozialarbeiterin; Tochter eines jüdischen Wissenschaftlers Vater: Walter Pelzmann, *1900 in Berlin, † 1988 ebd., Philosoph, Sohn eines jüdischen Textilkaufmanns Verheiratet seit 1922; die Mutter arbeitet als Sekretärin einer Frauenrechtlerin, der Vater promoviert und verrichtet Schreibarbeiten in einer Bank. Ab 1923 Privatdozent.
Geschwister: Ende 1926	1 Bruder, *1924 in Berlin, † 1989 in den USA Scheidung der Eltern. Die Mutter zieht mit den Kindern zu ihren Eltern nach Hamburg
1928	Die Mutter beginnt wieder als Sozialarbeiterin zu arbeiten, sie wird Gewerkschaftsmitglied und unterhält Kontakte zu KPD-Mitgliedern
1933	Entlassung der Mutter aus dem Arbeitsamt wg. ‚jüd. Abstammung‘; sie arbeitet als Arbeitsvermittlerin in der jüdischen Gemeinde
April 1934	Esther und ihr Bruder werden nach Holland geschickt, dort Besuch eines Quäkerinternats Emigration der Großeltern in die USA Eintritt der Mutter in die KPD Verhaftung der Mutter, U-Haft u. Verurteilung zu 2 Jahren Zuchthaus wegen ‚Beihilfe zum Hochverrat‘
1937	Entlassung der Mutter aus der Haft; Emigration mit Mutter und Bruder in die USA (New York City)
1937-39	Besuch einer Internatsschule in der Nähe von New York; die Mutter ist zunächst arbeitslos, arbeitet dann in jüdischen Hilfsorganisationen und ist als Mitarbeiterin einer Exilzeitschrift verstärkt politisch tätig
1939-43	Esther und ihr Bruder ziehen zur Mutter und besuchen die Highschool in New York; Eintritt Esthers i. d. ‚Nature Friends of America‘, Esther und ihr Bruder leben mit der Mutter und deren neuem Partner, einem kommunistischen Schriftsteller, in einer Dreizimmerwohnung in New York. Alle arbeiten bei der Exilzeitung mit.
1943	Hilfsarbeiten in einem Forschungslabor Stelle als Laborantin an einem Institut für medizinische Forschung

1946	Heirat mit Hans Brückner, Historiker, Kommunist (* 1905), zweite Heirat der Mutter mit dem o.g. Schriftsteller; Heirat des Bruders mit einer Amerikanerin
Winter 1946/47	Esther und ihr Mann gehen (per Schiff über die SU) nach Deutschland zurück, in den sowjetisch besetzten Teil Berlins, ebenso wie (einige Monate später) Mutter und Stiefvater
1947	Studium der Biologie an der Humboldt-Universität Berlin, einige Jahre später Wechsel ins Studienfach Chemie; der Ehemann promoviert
1952	Unterbrechung des Studiums, Schilddrüsen-Operation Geburt des Sohnes Michael, Abbruch des Studiums, später Arbeit in einem physiologisch-chemischen Institut
ca. 1951	Professur des Mannes und universitäre Leitungsposition
1955	Geburt des Sohnes Gert
1961	Tod der Mutter
1970	Emeritierung des Ehemannes
1984	Ausreise des Sohnes Michael aus der DDR
ab 1984	Pflege des demenzerkrankten Ehemannes
1987	Tod des Ehemannes
1988	Tod des Vaters

Esther wird in der Großstadt Berlin geboren, 1925, also zu einer Zeit, in der sich die wirtschaftliche Lage der Weimarer Republik nach der Inflation von 1923 für letztlich nur wenige Jahre stabilisierte (Goldene Zwanziger¹). Der Vater war Akademiker, die Mutter Sozialarbeiterin und Tochter eines bekannten Wissenschaftlers; das Herkunftsmilieu kann also als bildungsbürgerlich bezeichnet werden. Als Privatdozent allerdings hatte der Vater eine prekäre berufliche Position inne: Privatdozenturen waren zum einen – von Vorlesungshonoraren abgesehen – unbezahlt, zum anderen war die Möglichkeit des Aufstiegs zur Professur bzw. zum Ordinariat derart von selbstsozialisatorischer Bewährung einerseits und Wohlwollen andererseits abhängig, dass Max Weber dies als „eine Angelegenheit“ bezeichnete, „die einfach Hasard ist“ (Weber, GW, S. 5226)². Für Juden bestand die Möglichkeit der ordentlichen Professur faktisch überhaupt erst seit 1918.

Die Eltern müssen also entweder selbst qua Herkunft ausreichend vermögend gewesen sein, um eine Familie gründen und unterhalten zu können, oder aber es mussten über Nebentätigkeiten zusätzliche Einnahmen geschaffen werden. Zumindest in der Familie mütterlicherseits war nun offenbar genügend Kapital vorhanden, um das Ehepaar unterstützen zu können. Es ist aber anzunehmen, dass die Mutter auch nach der Heirat weiterhin als Sozialarbeiterin tätig gewesen ist. Dafür spricht zum einen, dass sie sich als emanzipierte Frau verstanden haben dürfte, die von der neuen Möglichkeit einer qualifizierten Ausbildung für Frauen Gebrauch gemacht hatte³ und für die der klassisch weibliche Lebensentwurf des Bürgertums offenbar keine Option darstellte. Dass sie sich nicht für eine Lehrerinnenausbildung oder ein Studium entschied, kann darauf zurückgeführt werden, dass sie sich – im bürgerlichen Milieu sozialisiert und u.U. eher traditionell erzogen –, zwar bewusst von diesem Milieu absetzen, aber zugleich einen ‚sozial verträglichen‘ Kompromiss finden wollte, indem sie die – als weibliches Ehrenamt durchaus übliche – soziale Arbeit zum Beruf machte. In jedem Falle wird sie also einen Lebensentwurf verfolgt haben, in dem der Beruf eine ‚feste Größe‘ darstellte. Für den Fall, dass von ihr nach der Heirat die Aufgabe des vermutlich bereits ausgeübten Berufes erwartet worden

wäre, wäre dies Anlass für einen Ehekonflikt gewesen; mit der Geburt der Kinder aber wird diese Berufstätigkeit sicher zumindest unterbrochen worden sein.

Es ist davon auszugehen, dass es sich bei der Ehe der Eltern um eine Liebesheirat und somit um eine (mehr oder minder) autonome Entscheidung beider Partner handelte, und dass diese nach nur vier Jahren aufgrund unterschiedlicher Interessen und Lebensvorstellungen der Ehepartner scheiterte. Für diese Annahme sprechen mehrere Gründe⁵, vor allem aber das Datum ‚Scheidung‘ selbst, denn im Falle einer Eheschließung aus ökonomischen o.ä. Gründen wäre ein ‚Arrangement‘ getroffen worden, das die Fortsetzung der Ehe ermöglicht hätte. Persönliche Enttäuschungen wären hintangestellt worden.

Welche konkreten Gründe auch immer die Scheidung motiviert haben mögen, festzuhalten ist, dass beide mit ihrem Ideal der romantischen Liebe in dieser Beziehung gescheitert waren, und dass es die Frau war, die (sichtbare) Konsequenzen zog und den Mann verließ. Die noch sehr kleinen Kinder mussten folgen.

Für diese bedeutete die Trennung, dass sie einerseits zwar ohne die aus einer zerrütteten Elternbeziehung für Kinder erwachsenden Schwierigkeiten aufwachsen konnten, andererseits aber auch ohne Vater groß werden mussten. Da Esther bei der Scheidung der Eltern gerade zwei Jahre alt war, wird sie ihren Vater als konkrete Person nicht vermisst haben, umso mehr, als sie bei den Großeltern lebte und der Großvater diese vakante Position ausgefüllt haben könnte.

Ausgestattet mit sehr hohem kulturellen und hohem ökonomischen Kapital der Herkunftsfamilie mütterlicherseits, verlebte Esther dann bis zum siebten Lebensjahr eine – auf den ersten Blick – relativ ‚normale‘ bürgerliche Kindheit. Allerdings engagierte die Mutter sich stark außerhalb der Familie und führt gerade kein besonders bürgerliches Leben: Sie begann, als Esther drei Jahre alt war, wieder als Sozialarbeiterin, in der Arbeitsvermittlung für junge Mädchen zu arbeiten, wurde Gewerkschaftsmitglied und unterhielt Kontakte zur KPD. Die Ablösung aus der symbiotischen Mutter-Kind-Beziehung erfolgt für Esther also zwar nicht übermäßig früh, aber doch auf drastische Art und Weise, denn die Mutter wird aufgrund ihrer Aktivitäten wenig Zeit gehabt haben, sich um die Kinder zu kümmern. Für die Tochter wird es eine permanente Kränkung dargestellt haben, dass die Mutter so sehr auf ihre Arbeit und damit auf die Zuwendung zu anderen Menschen konzentriert war. Es ist vorstellbar, dass sie um die Aufmerksamkeit der Mutter ringen musste und Enttäuschung und Wut empfand, wenn ihre Bedürfnisse unerfüllt blieben, so dass weiter zu vermuten ist, dass die Bindung an die Mutter von Unsicherheit und Ambivalenz geprägt war.

Nachdem sie aufgrund ihrer jüdischen Herkunft aus dem Arbeitsamt entlassen worden war, konzentrierte Esthers Mutter ihre sozialpflegerischen Tätigkeiten auf die jüdische Gemeinde. Sozialarbeit war für sie also nicht nur Broterwerb, sondern eine aufgrund (politischer) Überzeugungen sinnstiftende Tätigkeit hinsichtlich der Bewährung des eigenen Lebens. Insofern wird die Mutter auch versucht haben, ihre Kinder mindestens zu sozial ‚wachen‘ und engagierten Menschen zu erziehen. Für die Tochter bedeutete das, dass sie zwar die Möglichkeit hatte, die Mutter als eine Person wahrzunehmen, die ‚in der Welt stand‘ und sich mit ihren spezifischen Fähigkeiten und Interessen für die Gestaltung sozialer bzw. politischer Verhältnisse einsetzte. Als kleines Mädchen aber wird Esther die Bedeutung dieser Arbeit kaum verstanden und einzuordnen gewusst haben.

Es ist davon auszugehen, dass es sich bei der Mutter um eine Persönlichkeit handelte, die rigoros für eigene Überzeugungen kämpfte und insofern später auch einen entsprechenden Einfluss auf die Kinder ausübte. Sie wird für Esther aufgrund ihres beharrlichen Festhaltens an Werten und Überzeugungen ein positives, aber auch (im doppelten Wortsinne) schwer zu erreichendes Vorbild dargestellt haben.

1934 wurde Esther mit dem Bruder in einem holländischen Quäker-Internat untergebracht; das bedeutet, dass die Mutter relativ früh bereits die Emigration der Familie plante, zumindest aber die Kinder vor Diskriminierung und Verfolgung in Sicherheit bringen wollte. Insofern handelte sie vorausschauend und, wenngleich dies für die Kinder mit Trennungsschmerz verbunden war, zum Wohle der Kinder. Indem sie aber im selben Jahr noch der bereits verbotenen KPD beitrug und im Untergrund politisch aktiv wurde, handelte sie zugleich verantwortungslos gegenüber ihren Kindern: Deren weitere Entwicklung bzw. die normative Vorstellung, eine Mutter sollte das eigene Leben um der Kinder willen nicht gefährden, hatte zurückzustehen hinter der eigenen Überzeugung, für die ‚gerechte Sache‘ kämpfen zu müssen, auch auf die Gefahr hin, den Kindern künftig keine Mutter mehr sein zu können. Was bedeutete dies für die Entwicklung der Tochter?

Die Verschickung nach Holland bedeutete für das Mädchen, das zwei Jahre zuvor mit Erreichen des Schulalters gerade erst begonnen hatte, den engen Radius der primären Sozialisation in der Familie zu überschreiten, eine Krise in zweierlei Hinsicht. Einerseits eine potentielle Überforderung darin, das gerade erschlossene soziale Umfeld durch ein vollkommen fremdes ersetzen und sich darin zurecht finden zu müssen, ohne andererseits die bis dahin wenigstens in Krisen vermutlich präsente Mutter hinter sich zu wissen. Kurz: Esther musste früh selbständig werden. Die Gefahr der Regression oder aber der ‚Flucht in vermeintliche Autonomie‘ ist aus der Bindungsforschung wohl bekannt (vgl. zur Situation von Flüchtlingskindern z.B. auch Freud/Burlingham 1951). Der nur ein Jahr ältere Bruder wird hier kaum eine Stütze gewesen sein; vielmehr wird es hinsichtlich ihrer beider Entwicklung von großer Bedeutung sein, inwieweit es den Erziehern dort gelungen ist, den Kindern tatsächlich ein vorübergehendes ‚Heim‘ zu schaffen.

1934 wurde die Mutter verhaftet. Für Esther wird dies aus zwei Gründen eine schwieriges und verunsicherndes Ereignis gewesen sein: Erstens war sie weit weg von ihrer Mutter und wusste nicht, ob und wann sie sie wiedersehen würde. Zweitens wird sie, im Alter von neun Jahren präkonventionell an einer Strafe- und Gehorsam-Moral orientiert, sich gefragt haben, was die Mutter getan haben mochte, um als Verbrecherin verhaftet worden zu sein. Das Vertrauen auf eine hinreichend verlässliche Mutter wird damit erneut erschüttert worden sein.

1937 wurde die Mutter aus dem Zuchthaus entlassen, und dies wird für die Kinder eine große Erleichterung dargestellt haben, denn somit bestand die Aussicht, die Mutter wiederzusehen. Dennoch bestand vermutlich die Angst fort, die Mutter noch einmal zu verlieren, so dass angenommen werden kann, dass Esther versucht haben wird, dauerhafte Nähe zur Mutter zu erreichen und die Bindung zu ihr über diesen Versuch nicht nur zu aktualisieren, sondern auch zu festigen.

Kurz nach der Entlassung der Mutter aus dem Zuchthaus 1937 emigrierten alle drei in die USA. Dort setzte die Mutter ihre politischen Aktivitäten fort, intensivierte diese sogar. Die Tochter wurde erneut von der Mutter weggeschickt bzw. auf Distanz gehalten, womit sich die Angst vor einer neuen Trennung als

berechtigt herausstellte, ebenso wie vermutlich ein Gefühl der Abhängigkeit von der Willkür der Mutter.

Esther war 14 Jahre alt, als sie zur Mutter nach New York kam. Sie war also in einem Alter, in dem Jugendliche üblicherweise beginnen, sich von den Eltern abzugrenzen und allmählich zu lösen. Dies aber ist nur möglich, wenn zuvor überhaupt eine hinreichend enge und sichere Bindung vorhanden war. Nach fünf Jahren Trennung von der Mutter stand Esther also vor dem Problem, sich (noch) gar nicht lösen zu können, da im tagtäglichen Zusammenleben die Überwindung der ‚Entfremdung‘ und der Versuch, die Bindung zur Mutter überhaupt wieder herzustellen und zu sichern im Vordergrund gestanden haben wird.

Da sie, wie bereits in Holland, im Internat täglich mit anderen, hier: amerikanischen Kindern zusammen war, und sich in einem Alter befand, in dem Fremdsprachen noch relativ leicht erlernt werden, wird die Integration in die fremde Gesellschaft und Kultur für sie vermutlich relativ unproblematisch verlaufen sein.

In New York wurde Esther Mitglied der ‚Nature Friends‘, einer Organisation, hervorgegangen aus der sozialistischen Arbeiterbewegung, die in Abgrenzung zur bürgerlichen Jugendbewegung (jungen) Arbeitern die Möglichkeit zu gemeinsamen Reisen, Sport und Wanderungen geben wollte (vgl. Zimmer 1984). Das heißt einerseits, dass sie weiterhin in der Freizeit Kontakt auch zu amerikanischen Jugendlichen unterhielt, also ‚peer-group-Erfahrungen‘ sammeln konnte. Andererseits folgte sie in politischer Hinsicht der Mutter, denn es handelte sich um eine sozialistische Vereinigung. Des Weiteren arbeitete sie wie die anderen Familienmitglieder bei einer linksintellektuell orientierten Exilzeitschrift mit. Es kann also vermutet werden, dass sie von der Mutter in diese Richtung gelenkt wurde und auch wenig Möglichkeiten sah, sich von der Mutter, die als verfolgte Jüdin und Widerstandskämpferin auf der moralisch ‚richtigen‘ Seite stand, abzugrenzen.

Da in der Jugendphase eine Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen und politischen Themen überhaupt erst beginnt und darüber die Entwicklung einer eigenen politischen Orientierung erfolgt, stellt sich die Frage, ob dies bei Esther nicht relativ eingeschränkt unter einem bereits frühzeitig festgelegten Fokus, nämlich aus der unreflektierten Übernahme der sozialistischen bzw. kommunistischen Perspektive der Mutter stattgefunden hat. Fraglich ist genauer genommen, ob eine solche Auseinandersetzung überhaupt erfolgt ist, da vielleicht soziale Einbindung in die peer group einerseits, in den Familienkreis andererseits die bestimmende Motivation für das politische Engagement gewesen sein könnte.

Esther scheint naturwissenschaftlich interessiert gewesen zu sein, denn sie arbeitete als Assistentin in zwei verschiedenen Laboratorien. Eine Berufsausbildung absolvierte sie jedoch nicht. Selbst wenn angenommen werden kann, dass die Sicherung des Lebensunterhalts der Familie Priorität hatte, sie also schnell eigenes Geld verdienen musste, bleibt als irritierende Tatsache festzuhalten, dass die Mutter, die in Deutschland als Sozialarbeiterin in der Arbeitsvermittlung sowie in den USA in der Betreuung anderer jüdischer Emigranten tätig war und entsprechend jugendliche Arbeitssuchende professionell betreute, bei ihrer eigenen Tochter weder auf eine höhere Schulbildung noch auf das Absolvieren einer Berufsausbildung Wert legte. Esther erhielt weder die ‚Auflage‘ noch Unterstützung darin, sich durch eine Ausbildung die Grundlage für einen

späteren Beruf und damit für ein unabhängiges Leben als Erwachsene zu verschaffen.

Im Alter von 20 Jahren heiratete Esther dann 1945 den 20 Jahre älteren deutschen Historiker und Kommunisten Hans Brückner. Ihre Mutter heiratete im gleichen Jahr einen kommunistischen Schriftsteller. Alle vier kehrten im Winter 1946/47 auf verschiedenen Schiffen mit deutschen Kommunisten nach Deutschland zurück, während Esthers Bruder mit seiner amerikanischen Ehefrau in den USA blieb. Esther und ihr Mann gingen in den sowjetisch besetzten Teil Berlins, ebenso wie Mutter und Stiefvater, die etwas später dort eintrafen.

Dieser Schritt wird ein einschneidendes Ereignis in Esthers Leben gewesen sein, denn 13 Jahre, nachdem sie Deutschland verlassen musste, kehrte sie in ein ihr fremdes und vom Krieg völlig zerstörtes Land zurück. Aufgrund des Mangels unmittelbar eigener, persönlicher Bindungen dorthin kann angenommen werden, dass sie wie Ehemann, Mutter und Stiefvater am Aufbau eines sozialistischen oder kommunistischen Staates mitwirken wollte.

An dieser Stelle sollen die bisher herausgearbeiteten Elemente für eine Fallstrukturhypothese zusammenfasst werden, um diese dann über die Interpretation einer Interviewsequenz der Prüfung auszusetzen.

2. Strukturhypothese

Als Tochter einer jüdischen Kommunistin stand Esther sowohl im Vorkriegsdeutschland als auch später in den USA jenseits der ‚Mainstreamkultur‘. Aufgewachsen in einem politisch relativ geschlossenen Milieu, stellt sich daher die Frage, ob und inwiefern es Esther möglich war, Autonomie im Sinne einer eigenständigen, reflexiven Haltung zu entwickeln.

Sie orientierte sich in politischer Hinsicht eindeutig an der Mutter; eine moratoriumsgemäße Exploration von Alternativen (vgl. Marcia 1989) erfolgte offenbar nicht. Im Gegenteil: Sie heiratete einen Mann, der nicht ihrer Generation, sondern jener ihrer Mutter angehörte und der ebenfalls Kommunist war. Sehr schnell könnte nun gefolgert werden, diese Heirat sei Ausdruck einer fehlenden Vaterbindung. Es gab meines Erachtens aber noch andere Gründe: Esther wusste sicher, dass die Mutter (wie die übrigen Personen aus dem politischen Kreis der Exilzeitschrift) eine Rückkehr nach Deutschland anstrebte, um den Aufbau eines neuen, sozialistischen bzw. kommunistischen Staates mitzugestalten. Wäre Esther in den USA geblieben, so hätte sie sich ein weiteres Mal von der Mutter trennen müssen. Die Heirat eröffnete ihr gleich zwei, letztlich aber unvereinbare Möglichkeiten, nämlich, sich erstens über eine eigene Ehe, als erwachsene und verheiratete Frau, vermeintlich von der Mutter zu lösen und zugleich zweitens den Zusammenhalt der Familie nicht zu gefährden bzw. bei der Mutter bleiben zu können. Berücksichtigt man, dass sie offenkundig kaum Gelegenheit hatte, eine hinreichend enge und sichere Bindung zur Mutter zu entwickeln, kann die politische Identifikation mit dieser als Ausdruck für Esthers Suche nach Nähe zur Mutter interpretiert werden. Insofern kann die Bindung zwischen Mutter und Tochter als eine unsicher-ambivalente charakterisiert werden (vgl. Ainsworth 1970), die Esthers Möglichkeiten der autonomen Lebensführung einschränkte.

Noch zugespitzter formuliert: Esther erheiratete sich eine Familie in Form einer politischen Gesinnungsgemeinschaft. Um anerkannter Teil dieser Gemeinschaft bleiben zu können, wird sie sich aber verpflichtet gefühlt haben, deren kollektivistischen Prinzipien zu folgen und sich selbst auf den entsprechenden politischen Kurs zu begeben – um den Preis der Hintanstellung eigener Interessen und der Vermeidung universalistischen, prinzipienorientierten Urteils und Handelns (im Kohlbergschen Sinne). Denn kommunistische und sozialistische Ideen und Prinzipien basieren auf der Forderung nach Gleichheit und auf dem Prinzip der Fürsorge. Universalistisches Urteilen scheint in diese Konzepte insofern nicht integrierbar, als diese Prinzipien kehrseitig einhergehen mit der Einschränkung der individuellen Freiheit und der Einnahme eines Standpunktes jenseits der law-and-order- bzw. systemorientierten Perspektive der Kohlbergschen Stufe vier.

Insofern stellt sich nun die Frage, wie sich Esther später in der DDR in einem (von Mutter und Ehemann aktiv unterstützten) System positionierte, das von der Staatsideologie abweichende Meinungsäußerungen mit zunehmender Repressivität ahndet. Konkret: Wie ging sie mit der Tatsache um, dass jene einstmals NS-diktaturkritischen Linksintellektuellen, Sozialisten und Kommunisten einen Staat schufen, in dem Gleichheit oberstes Prinzip, individuelle Freiheit aber kaum möglich war? Die objektiven Daten deuten darauf hin, dass sie selbst kaum politisch aktiv wurde; weder unterstützte sie aktiv dieses Regime, noch opponierte sie offen dagegen. Sofern sie eine politische Orientierung überhaupt entwickelte, kann vermutet werden, dass dies aus den genannten Gründen in starker Orientierung an der Mutter erfolgte.

Die Kernaufgabe der Adoleszenz, die (erstmalige, aber nicht abschließende) Auseinandersetzung mit den identitätszentrierten Fragen ‚woher komme ich?‘, ‚wer bin ich?‘ und ‚wohin gehe ich?‘ wurde von Esther offenbar sehr schnell im Sinne eines ‚foreclosure‘ (Marcia 1989) abgeschlossen, denn in allen drei Fragen definierte sich die Antwort über die Erhaltung bzw. Stärkung der Beziehung zur Mutter. Besonders deutlich kristallisiert sich dieses Strukturmerkmal heraus, wenn man die eingangs benannten drei zentralen (Bewährungs-)Dimensionen berücksichtigt, zu denen jeder Mensch erstmals in der Adoleszenz Stellung zu beziehen hat.

Sowohl, was den Aspekt der Paarbeziehung und Elternschaft als auch jenen der Staatsbürgerschaft bzw. Gemeinwohlorientierung betrifft, traf Esther eine definitive Wahl, die an die Orientierung an der politischen Haltung der Mutter geknüpft war. Die Bewährung über den Beruf aber, über den Bereich also, in dem die Exploration der individuellen Fähigkeiten und Leistungen zentral ist, ist der einzige Bereich, in dem zwar eigene Interessen sich herauskristallisierten, diese wurden aber interessanterweise gerade nicht an die erste Stelle gesetzt und konsequent verfolgt. So hatte Esther zwar ‚Jobs‘ als Laborantin, sie absolvierte aber in den USA noch keine Berufsausbildung. Anders als die Mutter gab sie später das Studium auf, offenbar zugunsten der Familie (und der Karriere des Mannes). Dies scheint für sie eine, wenn nicht die *einzige* Möglichkeit gewesen zu sein, etwas anders und ‚besser‘ zu machen als die Mutter: nämlich, für die Familie da zu sein. Esthers Bewährungsmythos lautet Mutter-schaft.

Emigrationsbedingte Trennungserfahrungen in der Kindheit scheinen in diesem Fall zu heteronomer Beziehungsgestaltung zu führen: Es erfolgt eine Unterordnung unter das Primat der Beziehung. Die Konsequenz wäre überspitzt

formuliert, ein Leben als ‚Satellit‘. Die objektiven Daten lassen also eine Konstruktion der eigenen Biographie als Beziehungsbiographie erwarten.

Als Habitus der Krisenbewältigung deutet sich hier paradoxerweise zugleich eine ‚Flucht in Autonomie‘ an, denn es werden frühzeitig Wahlen getroffen, die aber entwicklungsmäßig scheinbar nicht erarbeitet, sondern ‚gesetzt‘ worden sind und damit möglicherweise teils zu Überforderung führen (dies deutet sich an bzgl. der politischen Orientierung, Heirat, Studium).

3. Eingangssequenz des Interviews (Eröffnung des Themas ‚Autonomie und Typik‘)

1. Also, ich will Ihnen erst mal sagen, dass ich völlig untypisch bin.

Esther beginnt ihre Lebensdarstellung sehr offensiv mit der Formulierung einer Selbstcharakterisierung, die im Sinne einer Überschrift Ankündigungs- und Rahmungscharakter hat: Zum einen weist sie (ihrerseits vermutete) Erwartungen des Gegenübers auf eine ‚repräsentative‘ Emigrantenbiographie zurück⁶. Zum anderen akzeptiert sie den ihr zugedachten Expertenstatus und schöpft diesen zugleich voll aus. Sie führt den Begriff des ‚Typus‘ ein und teilt auf diese Weise mit, dass sie sich sehr wohl für kompetent genug hält, zum Thema Emigration etwas zu sagen – sie hat sich mit dem Thema befasst und kennt daher die ‚Typen‘, unter die sie sich jedoch nicht subsumieren lässt. Sie erhebt damit sehr deutlich einen Anspruch auf Einzigartigkeit. Insofern wird hier das Thema der Identitätsfindung virulent, nämlich die Spannung zwischen Verortung in einer Gemeinschaft (so sein wie alle anderen) einerseits und der Möglichkeit der Selbstwahrnehmung und -darstellung als autonomes Individuum (einzigartig sein) andererseits. Sozialität im Sinne der Zuordnung zu einer sozialen Gruppe wird hier abgelehnt, indem nicht nur der Mangel gemeinsamer Eigenschaften markiert, sondern sogar ein absoluter Anspruch auf Andersartigkeit erhoben wird (völlig untypisch).

Indem Esther diesen ‚Pflock‘ einschlägt, legt sie erstens das Fundament ihrer Selbstkonstruktion als selbstbewusste und einzigartige Person, die so gar nichts ‚Durchschnittliches‘ an sich hat. Zweitens markiert und begrenzt sie damit das Terrain, auf dem das Interview im Weiteren sich bewegen wird. Sie wird im Folgenden eine ganz und gar außergewöhnliche Geschichte zu präsentieren haben. Es gilt nun, zu überlegen, was für Emigranten (in dem hier gegebenen historischen Kontext) ‚typisch‘ sein könnte und inwiefern Esther sich für ‚untypisch‘ hält.

Zunächst kann gesagt werden, dass es sich bei (erwachsenen) Emigranten aus Deutschland zwischen 1933 und 1942 häufig um Juden, politisch Verfolgte bzw. oppositionelle Künstler und Wissenschaftler handelte. Menschen also, die Diskriminierung, Aberkennung des sozialen Status und Verfolgung bis hin zu physischer Misshandlung erfahren hatten, des Weiteren die erzwungene Aufgabe bisheriger sozialer Bindungen, Schwierigkeiten, überhaupt ausreisen zu können, schließlich im fremden Land zurechtzukommen und sich eine neue Lebensgrundlage zu schaffen.

(L1) Sofern also angenommen werden kann, dass viele Emigrantenkinder unter prekären Bedingungen aufwuchsen, muss gefolgert werden, dass Esther außergewöhnlich positive Erfahrungen sowohl als Kind als auch später machen konnte. Somit wäre Emigration kein biographisch bedeutsames Thema für sie, etwa weil der Weggang aus Deutschland ohne große Schwierigkeiten und Verluste erfolgte und ein unproblematischer Neuanfang im Emigrationsland möglich war. In diesem Falle wäre die Betonung der eigenen Einzigartigkeit verstärkt gegeben, sie wäre aber positiv konnotiert. Fraglich wäre jedoch in diesem Fall, weshalb eine so vehemente Abwehr gegen eine potentielle Typisierung erfolgt (z.B. ‚alle Emigrantenkinder haben gelitten‘). Denn Esther selbst führt diese Typisierung ein und weitet sie noch aus bzw. ‚spielt den Ball zurück‘ (‚alle Menschen unterstellen Emigrantenkindern, gelitten zu haben‘). Sie begreift sich selbst also zwar implizit als Emigrantin, weist andererseits aber explizit jegliche (Positiv-)Identifikation mit ‚leidenden‘ Emigranten als sozialer Gruppe zurück: Es wird ein Typus als Identifikationsmöglichkeit herangezogen, nur um ihn dann von sich zu weisen.

(L2) Die Konstruktion der Besonderheit beruht nicht auf außergewöhnlich positiven Erfahrungen, sondern ist vielmehr motiviert aus einer Perspektive des Verlusts und stellt einen Abwehrversuch dar. In diesem Falle würden Erfahrungen umgedeutet oder als irrelevant angesehen, und zwar dahingehend, dass Esther sich als die einzige Emigrantin begriffe, die gegen leidvolle Erfahrungen vollkommen resilient wäre.

Maßgebliches Element der Identitätskonstruktion ist in beiden Lesarten die Selbstdefinition als völlig andersartig und damit insofern eine Negativdefinition, als sie – bislang – nicht über die positive Zuschreibung von Eigenschaften (ich habe/ich bin) konstituiert ist, sondern über das Nichthaben bzw. die Abgrenzung von anderen (ich bin nicht (...) wie die anderen sind/was die anderen denken). Hinter der radikalen Zurückweisung (einer als Stigmatisierung empfundenen) Etikettierung als ‚typische‘ Emigrantin jedoch könnte dann paradoxerweise der Wunsch stecken, ‚ganz normal‘ zu sein – und damit auch: sich als Teil einer größeren Gemeinschaft verstehen zu können.

2. Erstens mal/äh, also.. auch für diese Kinder völlig un/des, das wichtigste Untypische ist schon mal, dass ich zurückgekehrt bin.

Esther erläutert und begründet ihre Selbstcharakterisierung, indem sie sich als untypisch für Emigranten (für Kinder wie Erwachsene) bezeichnet, und zwar aufgrund der Tatsache, dass sie nach Deutschland zurückgekehrt ist.

Dies ist in der Tat untypisch, denn wie schwierig auch der Neuanfang im Emigrationsland in vielen Fällen sich gestaltet haben mochte, sahen die meisten Emigranten für sich doch keinerlei Veranlassung, nach Deutschland zurückzukehren. Eine Rückkehr war für viele von ihnen schon eingedenk der dort erlittenen Demütigungen gar nicht vorstellbar. Das einstige Heimatland war darüber hinaus weithin zerstört und bot kaum Zukunftsperspektiven. Bei denen, die dennoch zurückkehrten, können die folgenden Gründe und Motive unterschieden werden:

- 1) Ein Grund für die Rückkehr kann gesehen werden in Schwierigkeiten, mit einer fremden Sprache und Kultur auf Dauer zurechtzukommen. Dies war oft ein Problem für Menschen, die sich in professioneller Hinsicht auf ihre Mut-

tersprache als Ausdrucksmittel unmittelbar angewiesen fühlten, also z.B. Schriftsteller. Da Esther gerade acht Jahre alt war, als sie Deutschland verließ, sie also während ihrer Jugend in den USA relativ problemlos Englisch gelernt haben dürfte, kann dieses Motiv ausgeschlossen werden.

- 2) Bindungen zu Familienangehörigen oder Freunden könnten die entscheidende Rolle gespielt haben. Dies würde bedeuten, dass Esther Familienbanden die höchste Priorität beimaß. Aber in diesem Fall wäre die Konstruktion einer vollkommen untypischen Geschichte überhaupt nicht notwendig und es wäre also zu fragen, wie die Selbstpräsentation als ungewöhnliche Person zu begründen wäre. Es wäre vielmehr die Familie, die ungewöhnlich bzw. ‚untypisch‘ war, weil sie entweder noch oder wieder in Deutschland lebte. Esther würde sich in diesem Fall eher aufgrund der Zugehörigkeit zu einer untypischen, exklusiven Gruppe als untypisch charakterisieren, als aufgrund der Einzigartigkeit ihrer eigenen Person.
- 3) Unter denen, die unmittelbar nach dem Krieg nach Deutschland zurückkehrten, waren vor allem Kommunisten, Sozialisten oder aber Personen, die mit der US-Armee kamen, um Deutschland wieder- bzw. einen neuen Staat aufzubauen. Dies wäre ein starkes Motiv für Esthers Rückkehr und sofern sie nicht im Folgenden sehr spezielle andere Gründe nennt, muss gefolgert werden, dass sie sich als Person präsentiert, für die die bisherigen Erfahrungen zu einer Politisierung mit weitreichenden Konsequenzen geführt haben. Unsicherheiten angesichts der Rückkehr in ein für sie schon fremdes Land werden zugunsten der Umsetzung politischer Überzeugungen in Kauf genommen. Dieses Motiv sähe Esther dann als wichtigstes Unterscheidungsmerkmal an.

Es fällt zudem auf, dass Esther sich scheinbar nicht dafür entscheidet, zu erzählen, was ihr an ihrem Leben am wichtigsten erscheint, sondern das zu thematisieren, was an ihrem Leben im Vergleich zu anderen am ‚untypischsten‘ ist. Hinsichtlich der Identitätskonstruktion und -präsentation wäre daher zu fragen, ob Esther generell zu Typisierungen und damit zu einer eher schematischen, in ‚Schwarz‘ und ‚Weiß‘ einteilenden Welt- und Selbstsicht neigt. Zum Ausdruck kommt hier, dass es gerade das besondere Schicksal ist, welches sie zu einer so außergewöhnlichen Person hat werden lassen, und dass sie sich nicht nur von anderen Angehörigen ihrer Generation, sondern auch noch von jenen radikal unterscheidet, die die schon per se besondere Erfahrung der Emigration mit ihr teilen. Insofern scheint die Identitätskonstruktion und entsprechende Selbstrepräsentation dem Motto zu folgen ‚wie man aus Schwäche Stärke macht‘: Ungünstige Bedingungen des Aufwachsens haben die Persönlichkeitsentwicklung, genauer die Individuierung, nicht gehemmt, sondern gefördert und werden zur Quelle der eigenen Besonderheit.

Esther macht zugleich deutlich, dass es noch weitere Gründe für ihr ‚Untypischsein‘ gibt, die sie im Folgenden nennen müsste.

3. *Dass kaum ein Mensch, der, ich war da/ der in meinem Alter/also ich war acht als ich Deutschland verließ, und, und elf als ich Europa verließ und 21 als ich zurückkam.*

Esther definiert sich als einen bereits im Alter von acht Jahren vollkommen autonomen Menschen, dessen Entscheidungen und Handlungen unabhängig von

Beziehungen erfolgt sind. Mit acht Jahren verließ sie das Heimatland, mit elf Jahren den europäischen Kontinent als Kulturraum. Jeder Versuch der Herstellung von Sozialität in der Referenz auf andere führt zu einer nur noch stärkeren Hervorhebung der Einzigartigkeit, denn die eigene Erfahrung wird in der geradezu anthropologischen Referenz auf den ‚Menschen‘ zu einer gattungsgeschichtlich fast einmaligen Besonderheit. Die Emigration aus Deutschland erfolgte jedoch sicher nicht aus eigener Entscheidung des achtjährigen Mädchens, sondern auf Veranlassung Erwachsener. Entsprechende negative Gefühle wie Wut, Hilflosigkeit und Abhängigkeit angesichts einer solchen Fremdbestimmung finden hier aber keinerlei Ausdruck und wurden u.U. bereits im Kindesalter unterdrückt zugunsten der empfundenen Notwendigkeit, sich ‚tapfer‘ und ‚vernünftig‘ wie eine Erwachsene zu verhalten. In einem Akt der Selbstcharakterisierung präsentiert sich Esther als von Beginn an autonomes, gar autarkes Subjekt, das sich vor allem über distanzierte Überlegenheit definiert (‚mir kann keiner etwas vormachen‘). Ein solcher Habitus, den man als unreflektierten strukturellen Optimismus bezeichnen könnte, birgt allerdings eine hohe Wahrscheinlichkeit des Scheiterns: Im Extremfall führt er nicht nur zur Verleugnung der innerpsychischen Realität, sondern auch der tendenziellen Abhängigkeit von ‚Gesetzen‘ der physischen und der sozialen Realität.

Schmerzhaft, möglicherweise traumatisierende Aspekte kindlicher Erfahrungen werden hier vollständig ausgeblendet, und in der Konsequenz läuft diese Selbstcharakterisierung als ‚untypisch‘ zugleich vollständig ins Leere, weil gerade eine solche Verleugnung oder Verdrängung schmerzhafter Erfahrungen häufig ist. Insofern nimmt sich Esther die Möglichkeit, sich überhaupt als ‚wirklich‘ zu erleben, da sie biographisch zentrale Erlebnisse und Erfahrungen überhaupt nicht darstellen kann. Sie müsste aufgrund dieser psychischen Selbstamputation permanent an Phantomschmerzen leiden, die durch die Konstruktion einer ‚Prothese‘ in Form eines anderen und unabhängigen (schmerzfreien) Selbst in Schach gehalten werden sollen.

4. Also, kaum ein Mensch, der sozusagen da aufgewachsen ist, so wie ich, ist zurückgekehrt, ja?

Esther hält es also, wie oben vermutet, für ‚typisch‘, dass damals emigrierte Kinder das Land, in dem sie dann weiter aufgewachsen sind, nicht mehr verlassen haben. Für sie selbst ist hier nicht das Verlassen Deutschlands von Belang, sondern das Verlassen des Landes, in dem sie die Jahre der späteren Kindheit und Jugend verbracht hat, und die daher auch in der eigenen Erinnerung stärker präsent sein dürften als die ersten Lebensjahre in Deutschland. Es werden erstmals Bindungen (an die USA) thematisiert, während bislang die eigene Unabhängigkeit sehr betont wurde. Die Besonderheit der Rückkehr müsste dann aus der Widersprüchlichkeit zwischen dem Gefühl der Gebundenheit und dem des ‚Trotzdem-Gehen-Müssens‘ resultieren. Die Rückkehr würde somit entweder gedeutet als

- a) lohnendes Opfer, das die eigene Lebensgeschichte im Rückblick zu einer Erfolgsgeschichte werden lässt. Dies um so mehr, als kaum jemand sonst mit einem halbwegs gesicherten Dasein in der Emigration es wagte, diese Sicherheit zugunsten einer ungesicherten Zukunft im zerstörten Deutschland aufzugeben.

b) als verlustreicher Fehler. Vom Text gedeckt ist diese Lesart insofern, als Esther bei genauer Betrachtung eine Normalitätsfolie anlegt, die das eigene Handeln in der Retrospektive als falsch, zumindest aber als irrational erscheinen lässt: ‚Wer das erlebt hat, was ich erlebt habe, der konnte eigentlich nicht so handeln, wie ich es getan habe‘. Überspitzt formuliert: ‚Kaum jemand sonst war so ‚dumm‘, trotzdem zurückzugehen‘. In dieser Lesart wäre also der Verlustaspekt dominant, zugleich aber wäre es dieser Fehler, der Esther – unter negativen Vorzeichen – ihre Einzigartigkeit verliehe und sie zwar scheitern, aber: immerhin grandios scheitern ließe.

5. *Also, eigentlich habe ich überhaupt keenen jekannt, die haben alle - gesagt, du hast wohl ne Meise, da in äh in det kriegszerstörte Europa zurückzukehren und, und da vielleicht zu hungern, oder was, ja?*

Wenngleich hier erstmals konkrete Zweifel an der Vernünftigkeit ihrer Entscheidung in den Stimmen anderer thematisiert werden, ist das, was Esther mit dieser Äußerung vollzieht, zunächst nur eine weitere Unterstreichung der Besonderheit ihrer Entscheidung, die sich noch immer als trotzdem richtig oder aber als zugegebenermaßen falsch herausstellen kann. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich allerdings, dass die Behauptung, kaum jemand, der wie sie im Emigrationsland mehr oder minder aufgewachsen sei, sei zurückgekehrt, von Esther nun eigentlich nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Denn dass sie selbst niemanden kannte, der zurückkehren wollte, bedeutet nicht, dass es nicht doch Personen gab, die dies taten. Sie müsste also, wenn sie ihre persönliche Erfahrung zum Maßstab macht, dies entsprechend ausweisen und ihre vorherige Aussage einschränken (jedenfalls habe ich keinen gekannt). Erstaunlicherweise tut sie jedoch gerade das Gegenteil, indem sie die Tatsache, keinem vergleichbaren ‚Fall‘ begegnet zu sein, zur nochmaligen Unterstreichung der Stichhaltigkeit ihrer Behauptung nutzt.

Zur sprachlichen Realisierung: Dass Esther im Berliner Dialekt spricht, verweist zum Einen darauf, dass sie die (Re-)Integration in Deutschland sprachlich vollzogen hat, indem sie ebenso spricht, wie den Menschen in ihrer Umgebung der ‚Schnabel gewachsen‘ ist, zum Anderen kommt ihr hier die schon zum Klischee geronnene ‚Schnoddrigkeit‘ des Berlinerischen als Stilmittel entgegen, um die Drastik ihrer damaligen Situation und ihrer Entscheidung deutlich zum Ausdruck zu bringen.

Erstmals werden nun also andere Menschen als Interaktionspartner konkret, aber: Esther ist innerhalb dieser Gruppe von Menschen mit ihrer Position allein. Es muss sich dabei nicht um eine tatsächlich als solche konstituierte Gruppe von Menschen handeln, die alle miteinander bekannt waren, sie stellen aber insofern eine Gruppe dar, als sie alle versuchten, Esther von der ‚Unsinnigkeit‘ ihrer Rückkehr nach Deutschland zu überzeugen.

Sollte Esther mit diesen Menschen über ihre Entscheidung diskutiert haben, so konnten ihre Argumente nicht überzeugen, denn sie wurde nicht verstanden, sondern aufgrund ihrer als verrückt bewerteten Entscheidung zur Außenseiterin. Sie muss also für ihre Rückkehr in ein zerstörtes Land ein starkes Motiv gehabt haben. Da sie offenbar bald nach dem Krieg zurückkehrte, kann, wie in Lesart (L3) in Sequenz 2 bereits ausgeführt, angenommen werden, dass dieses Motiv politischer Natur war. Damit aber erhält nun Esthers Entscheidung noch größeren Unbedingtheitscharakter – durchzusetzen scheint sich hier die Lesart

von der Selbststilisierung als Person, die unbeirrt ihren Weg geht und unabhängig von äußeren Anfeindungen das Richtige tut, das andere nicht als solches erkennen.

Die Lesart einer fremdbestimmten Rückkehr ist damit noch immer nicht auszuschließen, denn diese wäre dann gewissermaßen blind, ohne Abwägung von Argumenten, vollzogen worden. Sie wird aber unwahrscheinlich insofern, als sich Esther als (autonom entscheidende und handelnde) Person eingeführt hat, für deren Identität gerade diese ‚untypische‘ Rückkehr zentral ist – hätte sie dafür nun keine Argumente, hätte sie sich selbst dementiert.

Esther muss diese Argumente nun nennen.

6. Ich hab's eigentlich auch nur gemacht, weil ich in meinen Mann so verliebt war und der unbedingt zurück äh kehren wollte, ne, der war älter, ne, sonst wär ich sicher auch da/ mein Bruder is auch da jeblieden und alle die ich so.. kannte, ne. Also, das is schon mal ganz untypisch bei mir.

Esther nennt den Grund ihrer Rückkehr, schränkt diesen aber sofort in seiner Gültigkeit bzw. hinsichtlich seiner Vernünftigkeit ein (auch nur). Das heißt nicht nur, dass sie für die Gegenargumente der Freunde oder Bekannten sehr wohl empfänglich war, sondern darüber hinaus, dass sie, wäre sie nicht in ihren Mann verliebt gewesen, selbst überhaupt nicht auf die Idee gekommen wäre, nach Europa zurückzukehren. Ihre Rückkehr nach Deutschland ist insofern eine zufällige, als sie ihrem Mann auch anderswohin gefolgt wäre. Es setzt sich damit die Lesart einer beziehungsorientierten Rückkehr durch, denn Esther hätte für sich allein kein Motiv gehabt, sondern ist vielmehr ‚blind vor Liebe‘ ihrem Mann gefolgt. Nun mag zwar Verliebtheit oder Liebe ein starkes Motiv sein, das Entscheidende ist aber hier, dass dieses Motiv von Esther selbst entwertet und als nicht hinreichend eingestuft wird, dass es sich also aus ihrer Sicht um eine heteronome Entscheidung handelt, die die bisherige Konstruktion von Autonomie dementiert. Die Rückkehr basiert weder auf einem von beiden geteilten Wunsch noch fand offenbar ein Prozess statt, in dem gemeinsam abgewogen wurde. Dies ist zu folgern aus der Äußerung, dass der Mann „unbedingt“ zurück wollte, also ohne Ansehen der faktischen Bedingungen eines Lebens in Deutschland nach dem Krieg, bzw. umgekehrt ohne Formulierung von Bedingungen, unter denen ein Leben dort akzeptabel und realisierbar erschiene. Er war somit im Grunde konträren Argumenten ebenso wenig zugänglich wie Esther, die ‚einfach‘ mit ihm mitging. Damit wird einerseits das Klischee von Liebe als der nicht zu überbietenden Kraft bedient. Insofern aber diese Rückkehr weder mit eigenen Motiven noch mit denen des Mannes begründet wird, die z.B. beruflicher oder politischer Art gewesen sein mögen, und überdies auch der damalige politische Kontext vollkommen unberücksichtigt bleibt, handelt es sich andererseits in der Tat um eine ‚untypische‘ Entscheidung. Sie weist Esther als eine Person aus, für die weder politische oder moralische Aspekte noch die eigenen biographischen Erfahrungen der Kindheit Anlass boten, eine Rückkehr nach Deutschland für sich selbst zu problematisieren, sondern die um einer Bindung willen bereit war, ‚vernünftige‘ Argumente zu ignorieren. Wenn das an sich ebenso vernünftige und starke Argument der Liebe nun aber retrospektiv als ein nicht ausreichendes präsentiert wird, kann dies nur heißen, dass die Liebe nicht das gehalten hat, was Esther sich von ihr erhofft hatte und dass sie sich durch die radikale Selbstpräsentation als ‚untypisch‘ die Konstruktion

als autonom handlungsfähige Person, die diesen ‚Fehler‘ erkennt und als solchen offensiv präsentiert, aufrechtzuerhalten sucht. Nochmals zugespitzt formuliert: Prägnant ist hier, dass gerade in der Darstellung dieser als „eigentlich“ schwach angesehenen Entscheidung Stärke zu demonstrieren gesucht wird, um die bisherige Selbstpräsentation aufrechtzuerhalten.

Wenngleich also diese Sequenz zunächst den bisher herausgearbeiteten Hypothesenelementen hinsichtlich der Fallstruktur zu widersprechen scheint, da Esther doch offenbar ihre Selbstpräsentation dementiert, wird bei genauerer Betrachtung deutlich, dass sich hier im Gegenteil die bereits herausgearbeitete Struktur eines Habitus reproduziert, bei dem aus ‚Schwäche‘ Stärke gemacht wird. Esther ist in der Tat ‚anders‘ – einerseits als die Bekannten und Freunde, die ihr mit dem Argument des ‚guten Lebens‘ davon abraten, nach Deutschland zu gehen, aber auch anders als die Remigranten, die politische Motive hatten, um zurückzukehren und zu denen vermutlich auch ihr Mann gehörte. Dies ist der Grund, weshalb sie sich als ‚untypische‘ Emigrantin präsentieren ‚muss‘. Ihr Dilemma ist das einer unpolitischen Biographie. ‚Typische‘ Emigranten, das wird nun vollends deutlich, sind für Esther politisch denkende und handelnde Menschen – entweder solche, die aus politischen Gründen bereits aus Deutschland fliehen mussten, oder aber solche, die aufgrund der Diktaturerfahrung in Deutschland und der erzwungenen Emigration entsprechend sensibilisiert wurden. Aufgrund der Orientierung an dieser Normalitätsfolie kann Esther ihre emotionale, beziehungsorientierte Entscheidung nicht als angemessenes Motiv präsentieren. Aber mit der Degradierung von Gefühlen als für eine Begründung nicht hinreichend nimmt Esther sich, wie bereits zuvor deutlich wurde, im Grunde die Möglichkeit, sich als authentisch zu erleben und darzustellen.

Ihre Selbstpräsentation über ‚Andersartigkeit‘ liegt begründet in einem ‚Fehler‘, so dass beinahe wie beim Phänomen der Delinquenz von einer demonstrativen, trotztigen Kultivierung des Abweichlertums gesprochen werden könnte.

An dieser Stelle soll die Sequenzanalyse beendet und eine erweiterte, zusammenfassende Strukturhypothese formuliert werden.

4. Zusammenfassung und Fallstrukturhypothese

Hinsichtlich der Identitätskonstruktion Esthers zeigt sich als prägnantestes Strukturmerkmal das Bemühen um die Präsentation als autonom. Die Perspektive auf Selbst und Biographie erfolgt maßgeblich über die Abarbeitung an einem Typus (‚Emigrantenkind‘) und an der Frage ‚wer/wie bin ich (nicht)‘. Die Selbststilisierung als vollkommen ‚untypisch‘ wird nicht vollzogen über die positive Zuschreibung von Eigenschaften, sondern über die prekäre Konstruktion des Selbst als ‚Nicht-wie-die-anderen‘, die Ausdruck eines krisenhaften Ringens um Identität und Autonomie ist. Diese Konstruktion ist deshalb prekär, da sie um den Preis der emotionalen Selbstbeschneidung bzw. -entfremdung erfolgt, denn die Konstruktion einer ‚Negatividentität‘ produziert letztlich nur eine leere Hülle.

Esther kann ihre Entscheidung zur Rückkehr nach Deutschland aus Liebe zu ihrem Mann vor sich selbst nicht anerkennen, sondern betrachtet diese als ei-

nen aus Abhängigkeit begangenen Fehler, mit dem sie sich selbst um die Chance auf ein besseres Leben gebracht hat. Insofern ist ihre Identitätskonstruktion und ihr Habitus der Selbststilisierung über die Definition als ‚Nicht-wie-andere‘ Teil einer den Schmerz eines ‚verlorenen‘ Lebens vermeidenden oder wenigstens begrenzenden Form der Krisenbewältigung.

Der in ihrer Darstellung thematisch werdende Kernkonflikt, in dem Autonomie bzw. Heteronomie synonym gesetzt werden mit Abweichung bzw. Anpassung, ist jedoch, wie bereits die Analyse der objektiven Daten gezeigt hat, ein Konflikt, der jenseits der gesellschaftlichen Ebene der ‚Normalbiographie‘ sowie jener der Beziehungen zwischen Familie und Umwelt bereits in ihrer Kindheit auf einer weiteren Ebene angelegt ist, nämlich auf der innerfamiliären bzw. interpersonellen Ebene der Beziehung zwischen Mutter und Tochter. Dies zu realisieren, scheint für Esther aber zu schmerzhaft zu sein, denn in diesem Falle müsste sie sich mit der einstmaligen Abhängigkeit von einer permanent die Entfaltungsmöglichkeiten ihrer Kinder behindernden Mutter konfrontieren. Insofern wird das persönliche ‚Drama‘ einer enttäuschenden Beziehung zu dieser Mutter ‚ausgeblendet‘ und das Thema (Re)Migration nur behandelt auf der historisch-gesellschaftlichen Ebene von Erwartungen an eine ‚Normalbiographie‘, von der sie aufgrund einer persönlichen und eben selbst getroffenen Entscheidung abweicht.

Esthers Dilemma besteht darin, dass die Mutter für sie ein ‚übermächtiges‘, über Leben und Tod entscheidendes Vorbild darstellte, das sie selbst einerseits schwer erreichen konnte (und kann) und von dem sich abzugrenzen sich für Esther andererseits schlicht kaum eine Möglichkeit bot, ohne die Mutter und deren Ideale tendenziell zu ‚verraten‘, denn diese stand als verfolgte jüdische Kämpferin gegen den Nationalsozialismus bereits auf der moralisch ‚richtigen‘ Seite. Und nicht nur das, es boten sich ihr aufgrund der Radikalität der Mutter auch kaum Möglichkeiten, diese zu übertreffen⁷, erst recht keine vergleichbaren ‚Gegner‘. ‚Gegnerin‘ war somit aufgrund ihrer permanenten vermeintlichen moralischen Überlegenheit vielmehr die eigene Mutter selbst, gegen die Esther ja aber nicht ankommen konnte und durfte, weil sie sich immer noch Nähe und Sicherheit von dieser erhoffte. Die Entwicklung eines Habitus der Krisenbewältigung in Form von Selbststilisierung als autonomes, auf niemanden verwiesenes Subjekt ist insofern ein Versuch der Linderung und Überwindung des Kindheitsschmerzes, der scheitern muss, weil er das Erkennen seiner unbewussten Motiviertheit verhindert. Esthers Autonomiebestrebung ist die Prothese, unter der gelegentlich der Schmerz einer enttäuschenden Beziehung zur Mutter nur noch wie ein Phantomschmerz als Schmerz über ‚Fremdheit‘ und Anderssein spürbar wird.

Erzählt wird eine Geschichte des Scheiterns, dessen Gründe in einer mangelhaften Person-Umwelt-Passung gesehen werden, wobei Esther Besonderheit nur als Negativum konstruieren kann. Im Grunde genommen aber – hier komme ich noch einmal auf die objektiven Daten zurück – ist ihre Geschichte kaum anders denn als Geschichte fortgesetzter Deprivationen zu bezeichnen, angefangen beim Verlust des Vaters über die mehrfache Trennung und Entfremdung von der Mutter, das vermutlich eher ärmliche Leben in New York und die mangelnden Explorationsmöglichkeiten in der Adoleszenz bis hin zur Remigration in die spätere DDR mit einem Ehemann, der am Aufbau dieses Staates vermutlich zumindest zu Beginn als Wissenschaftler aktiv mitwirkte und eine privilegierte Stellung erhielt und des Weiteren vor allem hinsichtlich seiner Karrieremög-

lichkeiten von Esther unterstützt wurde. Der von ihr gewählte Bewährungsmythos von Paarbeziehung und Mutterschaft ist zugleich der einzige subjektiv sinnhafte für sie, denn dieses Feld ist das einzige, auf dem sie etwas anders und ‚besser‘ machen konnte als die eigene Mutter.

Aus den gleichen Gründen aber bleibt Esther lebenslänglich eine Emigrantin, auch und gerade in der DDR. Denn die herausgearbeiteten Autonomiebestrebungen in Esthers Selbstpräsentation müssen dann auch im Kontext ihres Erwachsenenlebens unter dem DDR-Regime gesehen werden, unter dem sich strukturell die Spannung zwischen allumfassenden Loyalitätsverpflichtungen auf das Kollektiv einerseits und einer selbstbestimmten Lebensführung sowie dem Bemühen um die Aufrechterhaltung von Privatsphäre andererseits ergab. Dies kann hier allerdings nicht mehr anhand der Darstellung einer ausführlichen Rekonstruktion aufgezeigt, sondern nur noch skizziert werden. Wenngleich Esther Brückner auf ihr Leben in der DDR verhältnismäßig knapp und vage eingeht, ist ihrer Erzählung jedenfalls zu entnehmen, dass sie selbst sich in den ersten Jahren parteipolitisch betätigt hatte, dass sie dieses Engagement aber wohl eher als (lästige) Pflicht empfand, immer weiter reduzierte und schließlich einstellte.

„Ja, politisch hab ich am Anfang der Zeit/hab ich so allerhand Funktionen gehabt, so, in der Sozialistischen Einheitspartei, in der Sektion Chemie und so äh, so kleine Funktionen [...] aber dann so, äh, die letzten Jahrzehnte [...] irgendwie so janz dolle Lust hatte ich nicht mehr, und war auch, nicht mehr/es/ hatte nicht mehr so viele überschüssige Kräfte, also hat so n bisschen nachgelassen auch, ja, meine – Aktivität. Aber ich hab noch oft so ne Sachen gemacht, entweder im Haus mal was repariert, wenn was kaputt war so äh ..am ge/Treppengeländer, irgend so was, [...] Also ich hab immer versucht mich irgendwie nützlich zu machen.“

Von dem anfangs (möglicherweise noch aus politischer Überzeugung heraus) erfolgenden Engagement bleibt nur noch ein gelegentliches Helfen; das ‚Sich-Nützlich-Machen‘ für das Staatskollektiv wird reduziert auf das Tätigsein innerhalb einer Gemeinschaft mit mehr oder minder persönlich bekannten Personen des unmittelbaren Lebensumfeldes. Dieser Rückzug ins Private und die bei dem Versuch des Ausweichens vor der Übergriffigkeit des Staates empfundene Enttäuschung und Verzweiflung wird besonders an einer Passage über Erfahrungen ihres Ehemannes erkennbar:

„Er durfte oft in den Westen fahren äh, für Forschung. So irgendwo ins Archiv sich setzen und so was, ja? Äh und dann musste er immer ((dramatisch)) Berichte darüber schreiben, ((gespielt gequält)) *da hat er immer jejjammert: hach Gott, wat schreib ich denn nun, wat wollen die denn nun schon wieder wissen und und musste dann (sogar denken), ja, dat darf ich nicht erwähnen und und*, also det war ne große Qual für ihn, aber, aber sie ließen ihn nur fahren, wenn er dann hinterher auch äh/dat musste innerhalb von drei Tagen, in – zehnfacher Ausfertigung und dat hat ihn immer fürchterlich – jeärgert, und und aber irgendwie fand er nischt, wat er dajegen tun kann, nicht?“

Es kann hier auf diese Passagen und auch auf weitere darin thematische Aspekte, wie erwähnt, nicht mehr intensiver eingegangen werden. Sie zeigen jedoch meines Erachtens, dass Esthers in der Adoleszenzkrise herausgebildeter Krisenverarbeitungshabitus der Selbststilisierung als autonom und untypisch durch ihre späteren Erfahrungen in der DDR in seiner Tragfähigkeit noch bestärkt wird. Dieser Staat, mit aufgebaut von den eigenen Angehörigen, und somit wiederum ein das eigene Leben massiv beschneidendes Machwerk der Älteren, muss für sie zur Lebensenttäuschung geworden sein, aus dem sie nur ‚nach innen‘ fliehen konnte, so dass sie sich gewissermaßen in die ‚innere Emigration‘ begab.

Anmerkungen

- 1 Für Anregungen danke ich Axel Fehlhaber und Sandra Hirschler.
- 2 Alle Namen wurden anonymisiert; Ortsangaben sowie weitere objektive Daten wurden nicht verändert, aber so allgemein wie möglich gehalten, um die Anonymität der jeweiligen Person zu gewährleisten.
- 3 Die Einrichtung von Assistenturen ab dem Ende des 19. Jahrhunderts führte zwar zu einer Entschärfung zumindest der heiklen materiellen Lage der Privatdozenten, in den Geisteswissenschaften war aber die Verbindung von Assistenz und Privatdozentur weniger üblich als in den Naturwissenschaften (vgl. Schmeiser 1994, S. 47ff.) Im vorliegenden Fall ist jedenfalls nichts über eine Assistentenstelle des Vaters bekannt.
- 4 1908 war in Berlin-Schöneberg die erste Soziale Frauenschule unter der Leitung von Alice Salomon gegründet worden, die den Frauen über eine qualifizierte Berufsausbildung den Weg in die hauptamtliche Wohlfahrtspflege ermöglichen sollte. Ab 1917 wurde außerdem von Helene Lange die Soziale Frauenschule bzw. das Sozialpädagogische Institut in Hamburg aufgebaut.
- 5 Margot hatte eine Berufsausbildung und verstand sich somit vermutlich als emanzipierte Frau, für die der traditionell-bildungsbürgerliche Lebensentwurf und eine Verheiratung durch die Eltern nicht in Frage kam. Walter wäre aus Sicht der Schwiegereltern auch kein geeigneter Heiratskandidat gewesen, da er aus eigener Kraft keine Familie ernähren konnte und keine Gewissheit darüber bestand, ob er es in Zukunft können würde. Eine Verheiratung und Alimentierung der Ehe um des bloßen Familienfortbestands willen war überdies nicht notwendig, da Margot erst 22 war und auch noch einen Bruder und eine Schwester hatte.
- 6 Wie oben bereits angekündigt, verzichte ich auf Ausführlichkeit hinsichtlich der Darstellung der Verfahrensschritte und überspringe an dieser Stelle sowohl den Schritt der Protokolltypbestimmung als auch den der kontextfreien Interpretation. Hinzugefügt sei im Gegenteil als Kontextinformation noch, dass diese Sequenz aus der Phase der Redeübergabe stammt, also geäußert wurde, noch bevor eine konkrete Erzählauforderung formuliert worden war.
- 7 Jedenfalls nicht, wenn das Ziel tatsächlich in gelungener Individuierung besteht, die die Fortsetzung und nicht die Auslöschung des eigenen Lebens als radikalstes Opfer im politischen Kampf voraussetzt.

Literatur

- Ainsworth, M. (1970): Attachment as Related to Mother-Infant-Interaction. In: Rosenblatt, J./Hinde, R. et al. (eds.): *Advances in the Study of Behaviour*, Vol. 9. New York/San Francisco/London, S. 1-51.
- Freud, A./Burlingham, D. (1951/1982): *Heimatlose Kinder. Zur Anwendung psychoanalytischen Wissens auf die Kindererziehung*. Frankfurt a. M.
- Marcia, J. E. (1989): Identity Diffusion Differentiated. In: Luszcz, M. A./Nettelbeck, T. (eds.): *Psychological Development: Perspectives Across the Life-Span*. North Holland, S. 289-294.
- Marcia, J. E. et al. (eds.) (1993): *Ego Identity. A Handbook for Psychosocial Research*. New York.
- Oevermann, U. (1995): Ein Modell der Struktur von Religiosität. Zugleich ein Strukturmodell von Lebenspraxis und von sozialer Zeit. In: Wohlrab-Sahr, M. (Hrsg.): *Biographie und Religion. Zwischen Ritual und Selbstsuche*. Frankfurt a. M./New York, S. 27-102.
- Oevermann, U. (2000): Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Krammer, K. (Hrsg.): *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*. Frankfurt a. M., S. 58-156.

-
- Oevermann, U. (2004): Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung. In: Geulen, D./ Veith, H. (Hrsg.): Sozialisationstheorie interdisziplinär. Stuttgart, S. 155-181.
- Schmeiser, M. (1994): Akademischer Hasard. Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870-1920. Stuttgart.
- Wagner, H.-J. (2004): Krise und Sozialisation. Strukturelle Sozialisationstheorie II. Frankfurt a. M.
- Weber, M. (2004): Gesammelte Werke. Digitale Bibliothek Band 58. Berlin.
- Zimmer, J. (Hrsg.) (1984): Mit uns zieht die neue Zeit. Die Naturfreunde. Zur Geschichte eines alternativen Verbandes in der Arbeiterkulturbewegung. Köln.